

Gottfried Benn?

Geboren am 2. Mai 1886 – er wäre ein Hundertjähriger jetzt. Aber siebzigjährig ist er gestorben, und die Toten altern nicht mehr. Nur was sie hinterlassen haben, bleibt der Zeit unterworfen. Als Gottfried Benn über das „Altern als Problem für Künstler“ sprach, sagte er am Ende, „auf alle Kirchenväter, die Vielhundertjährigen“ sich berufend: „non confundar in aeternum - auch ich werde nicht in Ewigkeit verworfen werden“, und meinte dabei die „hinterlassungsfähigen Gebilde“, seine Verse. Lassen wir es so gelten?

In seinem Vortrag „Probleme der Lyrik“ hat er den Marburger Studenten erzählt, wie es ihm mit seinen ersten Versuchen ergangen war. Als er selbst noch in Marburg studierte („Damals war Liliencron mein Gott, ich schrieb ihm eine Ansichtskarte“), hatte er Gedichte an eine Berliner Zeitschrift geschickt, die solche Zusendungen unter Chiffre rezensierte. Bekam darauf zu lesen:

G. B. – freundlich in der Gesinnung, schwach im Ausdruck. Senden Sie gelegentlich wieder ein.

1904 war das. Da wurde es ihm ausgetrieben ein für allemal: Niemals wieder hat jemand seine Verse, seine Prosaschriften als „freundlich in der Gesinnung“ verstanden.

Aber er sendete gelegentlich wieder ein. 1912 an den Expressionisten-Verleger Alfred Richard Meyer in Wilmersdorf, den das Manuskript „mißmutig machte und schon zu hastigerem Weiterblättern und Zuklappen veranlassen wollte“, bis er zu einem angehängten Zyklus kam „und – aufschrie“. Wenige Tage später waren diese neun Gedichte gedruckt. Ein Heft von 14 Seiten, in einer Auflage von 505 Exemplaren (Antiquariatspreis 1986: 1.200,- DM).

„Bilder von einer Scheußlichkeit ohnegleichen aus der Morgue, den Entbindungsanstalten, Schilderungen von Krebsbaracken und Blinddarmoperationen, von denen auch nur Zeilen zu zitieren unmöglich ist“, schrieb einer der Kritiker. Da war von den stinkenden Betten die Decke genommen worden, die die „zerfallene Brust“, den „Klumpen Fett und faule Säfte“, den „verkrebsten Schoß“ verhüllte. –

*Man läßt sie schlafen. Tag und Nacht. Den Neuen
sagt man: hier schläft man sich gesund. – Nur sonntags
für den Besuch läßt man sie etwas wacher.*

*Nahrung wird wenig noch verzehrt. Die Rücken
sind wund. Du siehst die Fliegen. Manchmal
wäscht sie die Schwester. Wie man Bänke wäscht.*

Längst liest man die lyrischen Krankenblätter und Obduktionsberichte, in die dieser junge Arzt damals eintrug, was er in den Spitälern, im Kreißsaal, im Sektionskurs angesehen hat, anders als sein schockierter Kritiker von 1912: vernimmt den Schrei des Entsetzens vor dem Elend der Kreatur, den Benn im schnoddrigen Medizinerjargon und kaltschnäuzigen Zynismus seiner makabren Totentanzreportagen erstickt –

*meint ihr, um solch Geknolle wuchs die Erde
von Sonne bis zum Mond –? Was kläfft ihr denn?
Ihr sprecht von Seele – Was ist eure Seele?
Verkackt die Greisin Nacht für Nacht ihr Bett -*

*schmiert sich der Greis die mürben Schenkel zu,
und ihr reicht Fraß, es in den Darm zu lümmeln
[...].*

Dem heimatlichen Dorf und dem Studium der Theologie entlaufen, lebt der verlorene Sohn in den großen Städten, in Brüssel, in Berlin. Ein Asphaltliterat. Im D-Zug, in der Untergrundbahn, in Bordellen und Nachtcafés zu Hause. „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß dir’s wohlgehe und du lange lebest auf Erden“, lehrt Pastor Benn daheim die Konfirmanden. Was er von seinem Sohn zu lesen bekommt, verträgt sich nicht mit katechismusfreundlicher Gesinnung. Niemals im generationenlangen Aufstand der dichtenden Pfarrersöhne gegen das Erbe, das sie doch nicht ausschlagen konnten, hat es ein Zeugnis solch luziferischen Vaterhasses gegeben, wie Benns „Pastorensohn“-Gedicht mit seiner Montage von Gesangsbuchversen und autobiographischen Reminiszenzen.

*Der Alte pumpt die Dörfer rum
und klappert die Kollektenmappe,
verehrtes Konsistorium,
Fruchtwasser, neunte Kaulquappe.*

*Der Alte ist im Winter grün
wie Mistel und im Sommer Hecken,
lobsingt dem Herrn und preiset ihn
und hat schon wieder Frucht am Stecken.*

*In Gottes Namen denn, mein Sohn,
ein feste Burg und Stipendiate,
Herr Schneider Kunz vom Kirchenrate
gewährt dir eine Freiportion.*

*In Gottes Namen denn, habt acht,
bei Mutters Krebs die Dunstverbände
woher –? Befiehl du deine Hände –
zwölf Kinder heulen durch die Nacht.*

*Der Alte ist im Winter grün
wie Mistel und im Sommer Hecke,
'ne neue Rippe und sie brühn
schon wieder in die Betten Flecke.*

*Verfluchter alter Abraham,
zwölf schwere Plagen Isaake
haun dir mit einer Nudelhacke
den alten Zeugeschwengel lahm.*

In seinen *Gesammelten Schriften* ließ er das drucken, erschienen 1922, mit einem „Epilog“ versehen („fünfunddreißig Jahre und total erledigt, ich schreibe nichts mehr – man sollte mit Spulwürmern schreiben und Koprolalien).

Wenn er doch weiter schreibt, dann nicht mit Spulwürmern nur. Schon sein Krebsbaracken-Gedicht

von 1912 redet in einer letzten Strophe vom Sterben, Zerfallen, Verwesen nicht mehr in stockenden Sätzen, mit Worten, denen der Ekel und das Entsetzen anhaften, sondern nimmt eine ankre Tonart an, gibt sich in einen anderen Rhythmus. „Manchmal wäscht sie die Schwester. Wie man Bänke wischt“ – und dann:

*Hier schwillt der Acker schon um jedes Bett.
Fleisch ebnet sich zu Land. Glut gibt sich fort.
Saft schickt sich an zu pinnen. Erde ruft.*

Allseits der Leidensstätten suchen seine Verse jetzt den Segen der Erde. Visionäre Heilslandschaften, mittelmeerische, südseehafte, brandungsumzogene Ufer und blühendes Land, rauschhafte Wirklichkeitsenthebung, Ichauflösung dichten sie: noch einmal Rückkehr in die paradiesische Schöpfungsfrühe, ins vorzeitlich Mythische. „O Nacht! Ich nahm schon Kokain“ – ein Narkosekundiger und Rauschgifterfahrener, ein Opiumhändler hat den literarischen Markt betreten – „ich muß, ich muß im Überschwange noch einmal vorm Vergängnis blühn“. Schon 1922:

*„Rot ist der Abend auf der Insel von Palau
und die Schatten sinken –“
singe, auch aus den Kelchen der Frau
läßt es sich trinken,
Totenvögel schrein
und die Totenuhren
pochen, bald wird es sein
Nacht und Lemuren.*

*Heiße Riffe. Aus Eukalypten geht
Tropik und Palmung,
was sich noch hält und steht,
will auch Zermalmung
bis in das Gliederlos
bis in die Leere,
tief in den Schöpfungsschoß
dämmernder Meere.*

*Rot ist der Abend auf der Insel von Palau
und im Schattenschimmer
hebt sich steigend aus Dämmer und Tau:
„niemals und immer“,
alle Tode der Welt
sind Fahren und Furten,
und von Fremdem umstellt
auch deine Geburten –*

*Einmal mit Opferfett
auf dem Piniengerüste
trägt sich dein Flammenbett
wie Wein zur Küste,*

*Megalithen zuhauf
und die Gräber und Hallen,
Hammer des Tor im Lauf
zu den Asen zerfallen –*

*wie die Götter vergehn
und die großen Cäsaren,
von der Wange des Zeus
emporgefahren –
singe, wandert die Welt
schon in fremdestem Schwunge,
schmeckt uns das Charonsgeld
längst unter der Zunge.*

*Paarung. Dein Meer belebt
Sepien, Korallen,
was sich noch hält und hebt,
will auch zerfallen,
rot ist der Abend auf der Insel von Palau,
Eukalyptenschimmer
hebt in Runen aus Dämmer und Tau:
niemals und immer.*

Was solche Lyrik an fernen Mythen und fremden Riten, in dunklen Chiffren und apokalyptischen Hieroglyphen beschwört, hat Benn in den Essays, die seine Verse vorbereiteten und ideologisierten, als „Erbgut des Stammhirns“ ausgegeben, als „vormondalte Bestände“, aufsteigend in Traum und Rausch, wenn die späte Ratio sich auflöst und der „arme Hirnhund“ heimfindet ins Prälogische, Vorbewußte. In Wahrheit hat er solche Lyrik gewiß nicht in Traum und Trance hervorgestammelt. Die magischen Bilderketten, orgiastischen Visionen und hypnotisierenden Rhythmen seiner Entrückungsgesänge sind mit wachem Kunstverstand kalkuliert. Beutezüge in Büchern, Einfallsammlungen in Notizheften, Vorproben in Briefen und Prosaschriften; dann wird das lyriktaugliche Rohmaterial bearbeitet, aufgesplittert, abgedunkelt und montiert mit einer in Kontrastdosierung, Klangpräzision und Rhythmisierung ungemein wirkungssicheren Sprachgewalt.

Er „kenne keinen blendenden Stil, der seinen Glanz nicht von der Wahrheit mehr oder minder entlehnt“, hatte der Aufklärer Lessing erklärt (gewünscht?). Der Nietzsche-Jünger Benn sah „das Waschwasser des Pilatus zum reißenden Strom geworden“. Eingeschworen auf das „Artistenevangelium von der Kunst als der letzten europäischen Metaphysik“, hat er gegen Wahrheit und Überzeugungskraft den gehärteten Stil, die absolut gesetzte Form, die ästhetische Faszinationsgewalt gestellt. So wenig die Lyrik dieses Feinmechanikers vom rauchumwölkten Dreifuß einer Pythia kommt – was sie verkündet, läuft doch auf eben den Irrationalismus hinaus, den zu glorifizieren er nicht abgelassen hat. Im Januar 1933 sah er die nächtlichen Fackelzüge der „nationalen Erhebung“, erfaßte ihn der „Schicksalsrausch“, trat er ein ins „mythische Kollektiv“. Vier Wochen nach der Verabschiedung des Ermächtigungsgesetzes hielt er seine Rede „Der neue Staat und die Intellektuellen“, zwei Wochen nach der Bücherverbrennung gab er seine „Antwort an die literarischen Emigranten“ – gerichtet nach Frankreich an den jungen Klaus Mann, in dessen so verehrungsvollem wie politisch hellichtigem Brief an Benn die fassungslose Frage stand:

Was konnte Sie dahin bringen, Ihren Namen, der uns der Inbegriff des höchsten Niveaus und einer geradezu fanatischen Reinheit gewesen ist, denen zur Verfügung zu stellen, deren Niveaulosigkeit absolut beispiellos in der europäischen Geschichte ist und von deren moralischer Unreinheit sich die Welt mit Abscheu abwendet?

Was ihn dahin brachte, war gewiß nicht der blanke Opportunismus, den man ihm unterstellte, und schon gar nicht die antisemitisch-völkische Gesinnung, die jetzt gefragt war. Was immer in seinen Prosaschriften im nachhinein an „präfaschistischen“ Zügen zu diagnostizieren ist, als „braunen Barden“, wie man ihn Jahrzehnte später noch nannte macht keines seiner Gedichte ihn kenntlich. Sein Gerede jetzt hallt von Aufbruch und Opfer, geschichtlicher Verwandlung, Schicksalsstunde und Schöpfungsausbruch, Führertum und neuem Menschen: den inhaltsleeren, ziellosen Pathosformeln, mit denen sich die expressionistische Generation politisch narkotisiert hat; „es handele sich hier gar nicht um neue Regierungsformen“, hielt er den Emigranten entgegen, „sondern um eine neue Vision von der Geburt des Menschen“.

Ein mit Blindheit Geschlagener. 1930 hatte er geschrieben (und nie widerrufen): „Genie ist Krankheit, Genie ist Entartung“, und zum Nachweis für den „bionegativen“ Wachstumsgrund der Kunst die Namenslisten der Psychopathen, der Degenerierten, der Kriminellen zusammengetragen wie für ein Ehrenmal – „hier die Vagabunden, die Alkoholiker, die Armenhäusler, die Henkelohren, die Huster, die kranke Horde und dort Westminsterabtei, Pantheon und Walhalla, wo ihre Büsten stehen“. 1933, die „Züchtung einer neuen Rasse“ halluzinierend, dichtet er zum Vorbild Hitlers allen Ernstes den Führer der Israeliten: Moses der „großartigste Eugeniker aller Völker“, sein Ziel „hochwertiger Nachwuchs, reine Rasse“ und sein Gesetz „Feuertod gegen Rassenvermischung“. 1934, eben hat das neue Imperium sich formiert, erklärt er, daß „über zerfallenen Imperien der Künstler, er allein, seine Epoche und sein Volk der menschlichen Unsterblichkeit weihet“, und beruft sich, der Verblendete, für Europas „letzte große Kunsterhebung“ auf eben die Avantgarde, die doch als volksfremd, entartet und zersetzend schon gebrandmarkt ist: auf Alban Berg und Gropius, Stramm und Becher und Brecht, wie auf Picasso und Chirico oder Kandinsky und Klee. Dann verstummt er. Und dann wird ihm heimgezahlt. 1936 dekretieren das *Schwarze Korps* und der *Völkische Beobachter*, seine Lyrik befähige ihn „glatt zum Nachfolger jener, die man wegen ihrer widernatürlichen Schweinereien aus dem Hause jagte... Gib es auf, Dichter Benn, die Zeiten für derartige Ferkeleien sind endgültig vorbei.“ Im gleichen Jahr noch einmal ein schmaler Gedichtband.

*Einsamer nie als im August:
Erfüllungsstunde – im Gelände
die roten und die goldenen Brände,
doch wo ist deiner Gärten Lust?*

*Die Seen hell, die Himmel weich,
die Äcker rein und glänzen leise,
doch wo sind Sieg und Siegsbeweise
aus dem von dir vertretenen Reich?*

*Wo alles sich durch Glück beweist
und tauscht den Blick und tauscht die Ringe
im Weingeruch, im Rausch der Dinge –:
dienst du dem Gegenglück, dem Geist.*

1938 wird der Verfasser aus der Reichsschrifttumskammer ausgeschlossen. Bei Strafandrohung unter Schreibverbot gestellt, versendet er 1943 einen illegalen Privatdruck von 12 Gedichten:

*Den Darm mit Rotz genährt, das Hirn mit Lügen –
erwählte Völker Narren eines Clowns...*

Hungernde, peitschenüberschwungene Haufen nennt er die aus den eroberten Ländern zusammengetriebenen Sklavenheere der Zwangsarbeiter, Klumpfüße und Stinktiere die deutschen Machthaber:

Meuchel besingt den Mord.

Und ungedruckt liegt seit 1941 in seiner Schublade die Prosaschrift über „Kunst und Drittes Reich“. Darin gibt es Passagen, mit denen verglichen Jüngers *Marmorlippen*, wohlgetarnt, wie Schulungsmaterial für die Heimabende der Hitlerjungen anmuten –

vor allem aber ausrotten muß man: das Ostische, das Südliche, das Westliche, außerdem das Romanische, das Gotische, das Impressionistische, das Expressionistische, die Staufer, die Habsburger, Karl den Großen –, dann bleiben sie allein übrig, vielleicht noch Heinrich der Löwe und Schneewittchen. Aus diesen Resten bilden sie ihre Kulturkammern, ihr ästhetisches Sing-Sing.

Wie der Volksgerichtshof auf solche Gesinnung reagiert hätte, vermag man sich vorzustellen. Benn hat nie widerrufen, nichts. Von der „totalen Charakterlosigkeit“ und „jeder Eventualität gewachsenen Mimikry“, die der zornbebende Moralist Walter Muschg ihm 1953 zuschrieb, konnte nie die Rede sein. Von Irrtumseinsicht ebensowenig. Der 1933 von „biologischen Gefahren“ redete und in seiner nebulösen biologistischen Metaphorik „Rasse“ und „Züchtung“ propagierte, hat nach der Probt aufs Exempel kurzerhand erklärt:

Rassenzüchtung ist dito Kinderliebe von Kidnappern: ‚Ideen‘ ‚verwirklichen‘: sich sichernde Selbstbegegnung im Milieu von Gangstern.

Das war, hilflos und jämmerlich, eine sich sichernde Selbstbegegnung im Milieu von Schreibtischtätern. Als riefen Worte nicht nach Taten. Als beträfe es die Ideen nicht mehr, wenn sie, beim Wort genommen, handfest ins Werk gesetzt werden von den Tätern und so ihr Aussehen ändern. Die Lehre, welche Benn aus der deutschen Katastrophe zog, war die längst bei ihm angelegte, nun ins Tragische stilisierte radikalpessimistische Absage an alle Geschichte, war Nietzsches „Rechtfertigung der Welt allein als ästhetisches Phänomen“:

*die Macht vergeht im Abschaum ihrer Tücken,
indes ein Vers der Völker Träume baut,
die sie der Niedrigkeit entrücken,
Unsterblichkeit im Worte und im Laut.*

Mit den *Statischen Gedichten* des fast Vergessenen (1948) kam der späte, große Ruhm. Für länger als ein Jahrzehnt, bis dann der mächtige Aufschwung einer politisch und moralisch engagierten Literatur ihn aus der Rolle des poetischen Kirchenvaters verdrängte, hat über die Lyrik unseres Landes Benns Alterswerk geherrscht, das den „Wildtiersprung“ und „Leopardenbiß“ der frühen Texte mit dem

elegischen Charme seiner Reimstrophen ins Schwermütige sänftigt und mit dem schnoddrigen Schmiß seiner Parlandogedichte ins Saloppe entschärft. Was er schreibt, bleibt bis zuletzt anfällig für ein fatal sakrales Pathos, eine das Kitschige streifende Sentimentalität, für feuilletonistische Trivialitäten, halbgebildeten Fremdwortbombast und mondäne Aromata. Aber manchmal, wenn er dergleichen nur mehr als Spurenelement eingibt in die „Trunkene Flut“ seiner Gedichte, gehen deren Rhythmen wahrhaftig unter die Haut, beginnen ihre Fremdworte zu singen und ihre Bilder zu leuchten, sind ihm Verse von unerhörter Faszinationskraft gelungen. Keiner der großen Lyriker unserer Zeit, behauptete er, habe „mehr als sechs bis acht vollendete Gedichte hinterlassen, die übrigen mögen interessant sein unter dem Gesichtspunkt des Biographischen und Entwicklungsmäßigen des Autors, aber in sich ruhend, aus sich leuchtend, voll langer Faszination sind nur wenige“. Die wird man auch bei ihm entdecken können.

Mehr als einmal war er doch schon, was sein Gedicht vom „Ideellen Weiterleben“ sagte:

*ein abgesägter, überholter
früh oder auch spät verstorbener Mann,
von dem man spricht wie von einer Sängerin
mit ausgesungenem Sopran
oder vom kleinen Hölty mit seinen paar Versen –*

Aber täuschen die Anzeichen nicht, beginnt der Überholte wieder einzusenden. Was er seinen Lesern vorlegt, fördert ihr Gottvertrauen und ihre Menschenliebe wohl nicht. Kein Aufklärer spricht da zu ihnen, und ein lyrischer Friedenskämpfer, Entwicklungshelfer, Umweltschützer, Frauenemanzipator schon gar nicht; keines der „freundlichen Talente, die Anna in den Mittelpunkt des Geschehens rücken, sie läutern und einen Ausweg wissen“. Denn daß Dichter die Welt ändern könnten, hat G. B. nicht geglaubt. Seine „Hymne“ feiert den, der die unveränderbare aushält.

*Mit jener Eigenschaft der großen Puncher:
Schläge hinnehmen können
stehn.*

*Feuerwasser in der Kehle gurgeln
sub- und supraatomar
dem Rausch begegnet sein,
Sandalen
am Krater lassen wie Empedokles
und dann hinab,*

*nicht sagen: Wiederkehr
nicht denken: halb und halb,
Maulwurfshügel freigeben
wenn Zwerge sich vergrößern wollen,
allroundgetafelt bei sich selbst
unteilbar
und auch den Sieg verschenken können –*

eine Hymne solchem Mann.

Zu unguter Zeit, bei schwindender Zuversicht, mit der Verzweiflung am Menschheitsfortschritt kommt die Stunde dieses melancholischen Zynikers, der auf Untergang gefaßt ist, dieses stoischen Apokalyptikers, der das Prinzip Hoffnungslosigkeit verkündet.
Man sollte empfehlen, von Liedern solcher Gesinnung Abstand zu nehmen?

Es war einmal ein Seefahrer mit Namen Odysseus. Der wußte, wie unwiderstehlich schön und wie gefährlich die Gesänge der Sirenen sind. Als man ihrer Toteninsel nahe kam, verstopften sich seine Gefährten die Ohren mit Wachs. Odysseus aber ließ sich festbinden am Mast de Schiffes, in dem sie gegen das Meer ankämpften. So hörte er ihre Lieder.

Albrecht Schöne, Die Zeit, 2.5.1986